

bezug der Stimme aufgezeigt. Dabei wird den besonderen Bedürfnissen von gehörlosen oder hörbeeinträchtigten Kindern Rechnung getragen.

Ein Interview mit Evelyn Glennie einer tauben Musikerin (Schlagwerk) über ihre Beziehung und Wahrnehmung von Musik rundet das kompakte, umfassende Buch, welches sich auf ein weit ausgewähltes Literaturverzeichnis bezieht, ab.

Insgesamt gesehen, ist die vorliegende Publikation durch ihren ganzheitlichen Theorie- und Praxisbezug für alle im Bereich mit Hörbeeinträchtigten und darüber hinaus Tätigen ein bereicherndes Grundlagenwerk. Es vermittelt eine Idee davon, dass Hören als etwas „Elementares“ nicht nur eine Aufgabe der Ohren, sondern des ganzen Körpers ist. Ein wichtiger Bereich der Musiktherapie und Musikpädagogik wird angesprochen und dem Leser eine gute Möglichkeit geboten, sich intensiv mit der Funktion und Vorgehensweise des Hörens auseinanderzusetzen und einen viel-sinnigen Zugang zur Musik zu finden.

*Ute Rentmeister, München*  
*Ute.Rentmeister@IAK-KMO.de*

**Rosemarie Tüpker, Armin Schulte (Hg.): Tonwelten.**  
**Musik zwischen Kunst und Alltag.**  
**Zur Psycho-Logik musikalischer Ereignisse.**  
**Zwischenschritte – Beiträge zu einer morphologischen Psychologie.**  
 Psychosozial-Verlag, Gießen 2006  
 283 Seiten, € 29,90, ISSN 0724-3766, ISBN 978-389806-466-8

„Zwischenschritte“ – unter diesem Namen erscheint im Psychosozial-Verlag ein Jahrbuch mit Beiträgen zur morphologischen Psychologie, hier als Doppelband der Jahre 2005/2006. Er versucht eine „psychologische Annäherung an musikalische Phänomene von konkreten Situationen und Erfahrungen her“. Wir haben ein Buch vor uns, dessen Autorinnen und Autoren sich der Psychologie Wilhelm Salbers verpflichtet fühlen. Allerdings ziehen sich musiktherapeutische Themen als roter Faden durch den Sammelband, was nicht weiter verwunderlich ist, finden sich doch die vier Gründungsmitglieder der Forschungsgruppe zur Morphologie der Musiktherapie in der Autorenliste wieder. Ihnen wird sich auch diese Rezension in erster Linie widmen.

„Zwischen Kunst und Alltag“ suchen die 14 Autoren die Musik auf, schlagen Brücken zwischen diesen beiden Polen. In den von ihnen beschriebenen „Tonwelten“ führen sie die Leser in die „Psycho-Logik musikalischer Ereignisse“, womit wir uns nicht nur in die morphologische Psychologie begeben, nein, mehr noch, es öffnet sich ein geisteswissenschaftlicher Horizont in die Denkwelt der Hermeneutik Diltheys und der Phänomenologie von Husserl.

Ein anspruchsvolles Buch also. Da ist es immerhin hilfreich, wenn uns Rosemarie Tüpker im Vorwort einige Hilfestellungen zum richtigen Verstehen voraus-

schickt: Wir werden etwas über die „Logik und die (Selbst-)Behandlungsmöglichkeiten des Seelischen [...] erfahren“; „fortwährende Verwandlung“ und „immerwährende Metamorphose aller seelischen Gestalten“ geben uns vor, von welchem Blickwinkel aus Musik betrachtet wird. In zwei Artikeln kommt der Vater der morphologischen Psychologie, Wilhelm Salber, selbst zu Wort: Seine Beiträge „Metamorphose als psychologisches Konstrukt“, fast am Ende des Buches angesiedelt, und „Psychologische Psychästhetik“ sollten wohl vom Neuling der morphologischen Psychologie zuerst gelesen werden, weil er hier wichtige Grundgedanken aus erster Hand erfährt und besser gerüstet in die weiteren Beiträge einsteigen kann.

Einfacher haben es wir Leser mit Rosemarie Tüpkers „Zur Psychologie des Musikhörens“. Verständlich und spannend untersucht sie Musikhören als „Gestalt in Verwandlung“ und nimmt uns mit auf einen kurzweiligen Spaziergang, der uns zu den verschiedenen Typen der Musikhörenden und des Musikhörens führt. Auch interessante historische Aspekte des Themas werden angeschnitten. Mit dem Hinweis auf die „alltäglichen Selbstbehandlungsformen durch Musikhören“ findet sie wieder den Bogen zur Musiktherapie. Schade, dass dieser Aspekt des Themas nicht noch weiter untersucht wird!

Doch finden wir noch einen zweiten Beitrag der Herausgeberin, man könnte sagen das notwendige Pendant zum Musikhören im Alltag: Die „musikalische Improvisation im Alltag“! Das Einfache als das Besondere erkennen und würdigen – so könnte man den Artikel zusammenfassen. Alltagssituationen, in denen wir mit melodischen, rhythmischen und harmonischen Motiven „spielen“, Umdeutungen von Geräuschen („der Orgelpunkt“ des Staubsaugers!), spontane Kommunikationen, jeweils in eine musikalische Klein-Form gebracht, sind „gelungene kleine Kunstwerk(e)“, „geglückte Augenblick(e)“, die der Artikel in Fülle aufzeigt.

In Tilman Webers Beitrag „Therapie und Modulation“ erhält der Leser, ausgehend von einem Prolog über die Tonartenwechsel bei Bach, einen Überblick über die Modulationstechniken in der Klassik. Dies allein ist schon eine lehrreiche und interessante Abhandlung. Doch Weber geht noch einen Schritt weiter und zeigt Parallelen „zwischen musikalisch-kompositorischen und musiktherapeutisch-psychologischen Behandlungstechniken“ auf. Auf plausible Weise wird argumentiert, dass die Techniken der Gestalt- und Formbildung, die der Komponist anwendet (hier sehr positiv die illustrativen Notenbeispiele!), in Analogie auch dem Psychotherapeuten zur Verfügung stehen. Leider müssen wir auf eine konkrete Darstellung dieser Thesen aus der therapeutischen Praxis (Falldarstellung) noch verzichten.

Mit Fichte, einem Vertreter des deutschen Idealismus, Novalis, dem Dichter der Romantik, und Winnicott, dem Psychoanalytiker, steckt Eckhard Weymann den theoretisch-geisteswissenschaftlichen Hintergrund ab, vor dem er in seinem Artikel „Schwebeverfassung“ den Wirkungsraum der musikalischen Improvisation untersucht. Seine dicht formulierten Ausführungen stützen sich auf 24 morphologische Tiefeninterviews, in denen sich thematische Schwerpunkte abzeich-

nen: Improvisieren als „Suchbewegung“, Improvisation als „Spannungsfeld von Intimität und Öffentlichkeit“ und „Wendung zum Ganzen“.

Mehr als eine Falldarstellung im herkömmlichen Sinne ist Frank Grootaers „Gruppenmusiktherapie im Wochenlauf. Ein flacherhabenes Drama“. Vor dem Hintergrund der Psychologie Wilhelm Salbers zeigt der Autor in einer anspruchsvollen Arbeit, wie die vier aufeinanderfolgenden Sitzungen einer Musiktherapiegruppe als „therapeutische Wirkeinheit“ verstanden werden können. Dabei sieht er diese speziell unter dem Gesichtspunkt des „Dramatischen“, da die therapeutische Arbeit ihn sowohl an die Dramen Sophokles' als auch an die Entwicklung abendländischer Symphonik erinnert. (Die nähere Ausführung dieser Gedanken bleibt einer späteren Arbeit vorbehalten.) Das Problem des Patienten wird hier als Entwicklungsstörung verstanden, die darin besteht, „daß der ‚unbewußte Seelenbetrieb‘ (...) in seinem Entwicklungslauf gestört ist“. Er ist in eine „Stillelegung“ geraten, er hat vor einem „Verwandlungsproblem“ Halt gemacht. Der therapeutische Prozess ist ein „Verstehen von Szenen-in-Entwicklung“ und ein Verstehen solcher Szenen, „in denen Leben stillgelegt ist“. In den ausführlichen (psychologischen, nicht musikalischen!) Beschreibungen der vier Wochensitzungen, die auch genau kommentiert werden, erschließt sich dem Leser dieser methodische Ansatz.

Weitere, meist nicht explizit musiktherapeutische Artikel können hier aus Platzgründen nur kurz benannt werden: In „Die Lust am Zuviel“ schreibt Sebastian Leikert über den „Wirkungsraum der Instrumentalimprovisation“, Ulrich West führt uns in die „Psychotherapie mit Musik“ ein und berichtet an anderer Stelle „Über das Fagott-Üben“, Josef Dantlgruber erläutert sein „musikalische(s) Zuhören“ als Analytiker, Wolfram Domke beschäftigt sich mit der „Psychästhetik populärer Radioprogramme“, Gisela Rascher berichtet in einer Fallstudie über die „Angst (eines) Geigers, den Bogen zu verlieren“, Benedikt Geulen beschäftigt sich mit Kleists Novelle „Die heilige Cäcilie“ und Bernd Reichert schließlich glaubt zu wissen, dass „Ein Improvisator, der weiß, was er will, (...) doch nur das (will), was er weiß“. Friedrich Wolfram Heubach, nach eigener Auskunft ein musikalisch Minderbegabter, spricht abschließend „Von dem Unerhörten in der Musik“.

Was bleibt als *résumé*? Dem Musiktherapeuten sicher mancher Anstoß zum Nachdenken über das eigene Konzept der therapeutischen Arbeit und vielleicht der Anreiz, tiefer in das morphologische Denken einzusteigen. Dem Morphologen sicher ein abwechslungsreiches Bild über das, was seine Psychologie zur Musik sagen und zu ihrer klinischen Anwendung beitragen kann. Somit kann das Buch sehr unterschiedliche Interessen befriedigen und eine bunt gemischte Klientel ansprechen – wie es ein Jahrbuch ja auch sollte. Dass der Verlag den Mut zur alten Rechtschreibung hat, sollte Nachahmer finden. Die peinliche Fülle der Rechtschreibfehler ist nicht hinnehmbar.

*Manfred Burghardt, M. A., Musiktherapeut Klinikum München-Ost,  
bergathos@gmx.de*